

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 194.

Mittwoch, 21. August.

1929.

(7. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Fünfheld.

(Nachdruck verboten.)

4. Kapitel. Hosatmosphäre.

Im ganzen stammte Aase Solaker doch aus kleinstädtischen Verhältnissen. Das norwegische Kleinstädtchen, wo ihr um so viel älterer Gatte allerdings die Rolle des absoluten Herrschers gespielt hatte, war nichts als eine Miniaturausgabe der Hauptstadt mit ihrem Cliquenwesen, ihren vorgefaßten Meinungen, ihrer Sucht, die Menschen in ihre Begriffe und gesellschaftlichen Gesetze einzuschachtern. Dies alles glich einer jener Glasslascen, in die man auf unerklärliche Weise eine ganze Welt von kleinen Puppenfiguren hineingusst hat, die das Treiben der Großen nachahmen. Aase war von der Großtante, der ihre Erziehung anvertraut, mit dem großen, dicken Solaker nur verheiratet worden, weil er die einzige Partie im Städtchen war und ein junges Mädchen doch heiraten mußte, je eher, je lieber. Da ihr Großvater, der verrückte Kerl, wie Solaker ihn heimlich titulierte, die Hand seiner Enkelin stark vergoldet hatte, selbst aber nie zum Vorschein kam, entschloß der gute Geschäftsmann sich seinerseits zu der etwas verspäteten Ehe. Die junge Frau war im Begriffe, vor Langeweile und Unfähigkeit in den Zustand der getrockneten Fische zu geraten, die in Kiesentonnen in diesem Städtchen lagen, als ein Schlaganfall dem Leben des Herrn Solaker ein Ziel leiste. Nun hieß es wieder: Zurück zur Großtante. Der Vertrödungsprozeß nahm seinen Fortgang, bis der Tod des beinahe der Sage angehörigen alten Großvaters und die Pflicht, sein Erbe anzutreten, das junge, allen Dingen des Lebens ahnungslos gegenüberstehende Geschöpf aus dem Bannkreise der Kleinstadt riss. Sie wurde ans andere Ufer geworfen.

Seither hatte sie erlebt, innerlich und äußerlich. Ihre keine Beobachtungsgabe machte sie zu einer gelehrtigen Schülerin jener Welt, die sich allein „Welt“ nennt. Zunächst aber schärfe sich ihr Blick für die Schwächen der Gesellschaft, sie amüsierte sich königlich über den feierlichen Ernst, mit dem Nebensächlichkeiten behandelt und Formen gewahrt wurden, die in früheren Jahrhunderten ihren Ursprung hatten.

In den Salons des Grand Hotels ließen um diese Zeit im Jahre alle Fäden der Geselligkeit zusammen: Da verkehrten die Grossierer, da hatten die Minister ihre Tarock-Partie, da trafen sich die Mitglieder des Storthings zu zwanglosen Ausprachen mit Smorbröds und Punjach, da tauchten die Charakterköpfe von Ihlen, von Björnion dem Jüngeren, den Malern Stramstadt und Munte, dem Komponisten Ole Olsen aus einer Wolke von blauem Rauch, und Oberkellner Krull war zugleich Minister, Großkaufmann und Künstler in einer Person.

Das Zimmermädchen Katharine erzählte der schönen Frau Solaker, die sich heimlich darüber totlachte, die Abenteuer ihrer Etope und schilderte auch den Kammerherrn in leuchtenden Farben. Ihre Berichte gipfelten in dem Lob, daß der Kammerherr ein sehr anständiger Herr sei, äußerst nobel in jeder Beziehung, und daß die Damen für ihn schwärmt. Aase hieß ihn demzufolge für einen unausstehlichen Menschen.

So nahte endlich der Tag, an dem Aase ihre freiwillige Klausur aufhob und sich zum ersten Male seit

ihrer Rückkehr von Frogner näs zum Diner in den Speisesaal begab. Ihr Erscheinen rief eine kleine Sensation hervor. Sehr unangenehm aber berührte es sie, daß Oberkellner Krull sie an den Tisch eines einzelnen, sehr eleganten Herrn führte und ihr dort ihren Platz anwies.

„Der Herrscher“ murmelte er während dieses Manövers in ihr Ohr, gleichsam als er stürzte er in Ehrfurcht.

Der elegante Herr erhob sich sofort, verbeugte sich sehr tief und betont offiziell und sagte: „Kammerherr Roustad.“

Aase fühlte, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die unverhohlene Bewunderung in den von seinen Fältchen umrahmten Männeraugen belustigte sie.

Das Getuschel am Nebentisch erhöhte ihr Vergnügen. Ach, es war immer dasselbe Lied — als sie mit Herrn Solaker getraut wurde, redete die ganze Stadt.

Roustad beobachtete sie, während sie zierlich die gebratenen Krammetsvögel verspeiste. Er pflegte jeden Menschen nach seiner Art, zu essen, einzuschlagen.

„Sie hat nichts spezifisch Norwegisches“, dachte er. „Wer woher hat sie diesen Augenschnitt? Diese fast golden schimmernde Haut — diese Haarfarbe, die unserer hellblonden Rasse fremd?“

„Wir waren alle sehr in Sorge — gnädige Frau haben, wie ich hörte, eine Art Robinsonade erlebt...?“ wagte er halblaut zu bemerken. Sein Flüstern war wie Streicheln; es verhehlte nie seine Wirkung. Zu seiner höchsten Genugtuung nahm er wahr, daß Frau Solaker unruhig wurde.

Er selbst verliebt sich in das Wort: Robinsonade! Robinsonade einer schönen Frau! Unter dieser Etikette würde es ihm gelingen, die entzückende Witwe in seinen Kreisen zu lancieren, wodurch ihm Gelegenheit wurde, ihr so oft zu begegnen, als er wollte.

Man war sehr weitherzig in dem demokratischen Norwegen. Alle Hofsäte waren populäre Veranstaltungen, bei denen jeder angesehene Bürger willkommen war. Der König — von Volkes Gnade; seine hohe, vornehme Gestalt, sein zurückhaltend vornehmes Wesen schufen ihm Freunde; Fürstenwelt und Himmelskönige kannten Norge's rauhe Söhne nicht, aber sie empfanden eine stille Art ehrlicher Hochachtung für ihn.

Nur war das Gespenst der Langeweile nicht immer aus den Sälen zu verbannen, welche die meiste Zeit des Jahres in Einzamkeit hinter herabgelassenen Jalousien vertrauerten. Der König zeigte sich sehr dankbar, wenn es jemand gelang, auf irgend eine Weise Zerstreuung und neue Gesprächsthemen zu schaffen, oder durch Einführung interessanter Personen seine oft sehr blasierten Gäste zu unterhalten. In den letzten Jahren hatte man Frithjof Nansen gehabt und einige Africareisende, die Besuche fremder Fürsten und die Hochzeit eines Prinzen mit einer Hofdame, in dieser Saison würde man Frau Aase Solaker haben und ihre Robinsonade.

Aase dachte, der Kammerherr müsse wohl ein sehr zerstreuter Herr sein, da er nicht merkte, wie der Oberkellner ihm zum dritten Male den zarten, süßlichen Ziegenkäse anbot.

Aber plötzlich richtete er wieder das Wort an sie und zeigte dadurch, daß er sich während seines langen Schweigens ausschließlich mit ihr beschäftigt hatte.

„Gnädige Frau haben doch hoffentlich die Absicht, unsere Schwarz-Weißbälle mit Ihrer Gegenwart zu verschönern? Sie sind immer sehr amüsant!“

Da lag nun der Kammerherr. Wirklich amüsiert hatten sich bis jetzt nur die ganz jungen Mädchen, die zum ersten Male ausgeführt wurden.

Aase gestand, daß sie nicht einmal wisse, was ein Schwarz-Weißball sei.

„Oh“, machte Herr Roustad unschuldig, „bei so wunderbaren Erlebnissen, wie die Ihren, ist es kein Wunder, wenn gnädige Frau um so nebensächliche Dinge, wie Hofbälle es sind, sich nicht kümmern. Diese Hofbälle nennt man im Hofsargot „Schwarz-Weißbälle“, weil infolge eines besonderen Wunsches des Königs alle verheirateten Frauen von achtzehn bis siezig in Schwarz zu erscheinen haben, die unverheiratete Unschuld jedoch, ebenfalls von achtzehn bis siezig, in makellosem Weiß. Das ist sozusagen eine Spezialität unseres Hoses, die unter den Tänzern schon viel Konfusion verursacht hat.“

Frau Solaler lachte so hell auf, daß die Nebentische die Ohren spitzten.

„Ihr König scheint ein sehr wichtiger Herr zu sein.“

„Warum sagen Sie: Ihr König? Es ist doch auch der Ihre?“, korrigierte sanft der Kammerherr.

„Kann sein. Ich habe mich nie darum gekümmert.“

Herr Roustad erlitt einen Hustenanfall. Doch Aases Gedanken waren plötzlich weit weg. „Es gibt Königsnaturen“, sprach sie mehr zu sich selbst, „und wir finden sie nicht immer nur bei Königen.“

„Um Gottes willen“, murmelte der Kammerherr hinter vorgehaltener Serviette, „das dürfen Sie hier nicht so laut sagen. Mir — liegt sehr viel daran, Sie bei Hofe zu präsentieren —“

„Wen — mich?“ Aase war ehrlich erstaunt. „Wozu denn?“

Seine Lippen bewegten sich kaum. „Welche Frage, gnädige Frau! Wenn eine Dame, so sind Sie von der Natur dazu ausersehen, bei Hofe zu glänzen. Ich möchte fast behaupten, es ist dies Ihre natürliche Bestimmung —“

Aase legte die Serviette hin.

„Woraus schließen Sie das?“

„Sie sind sehr geradeaus, Gnädigste. Sie stürzen mich aus einer Verlegenheit in die andere. Ich will also Ihre Offenheit mit derselben Münze erwidern. Durch Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Ihren Namen sind Sie prädestiniert, weite Kreise zu entzücken. Hofkreise im besonderen. In diesem Kreise gibt es einen Menschen, den Ihre Frische bezaubert hat.“

„Nun hören Sie aber auf“, sagte Aase Solaler und schob den kleinen, zierlichen Teller mit Obstschalen fort. „Wer weiß hier etwas von meinem Namen? Mein Mann war eine große Nummer in einem Städtchen, in dem man sich räuchert und trocknet, meine Eltern habe ich nicht gekannt, und mein Großvater starb als Kapitän außer Dienst und ein mit der ganzen Welt zerfallener Sonderling in der Einsamkeit. Er hieß Jens Kraaf. Nein, Herr Kammerherr, mein Name bestreift mich nicht zu dem Eintritt in Ihre Kreise — dafür aber steht mir die ganze Herrlichkeit der Erde offen — und Sie können versichert sein, daß ich mich mit wahrhaftem Heißhunger über alles stürzen werde, was Sie mir bietet — in Freiheit — aller Bande der Famille, jeden Zwanges ledig — die weite, offene Gotteswelt, das ist mein Kreis — ich bin nicht einzusangen — ich will nicht —“

Der Kammerherr lehnte sich in seinen Stuhl zurück und starrte die Frau an, die von einem seltenen Fanatismus, wie aus Urteilen aufgerüttelt, ihr Bekenntnis zum Leben vor ihm, dem fremden Mann, in Worte fasste — in Worte, die wie eine nie gehörte Musik an sein Ohr schlugen —.

Sie regten auf. Sie beschämten ihn und hielten ihm einen Spiegel vor. Aber schon ließen sie den Vorwurf in ihm reißen: „Zeigt erst recht.“

Aase, sich auf ihre Umgebung besinnend, grüßte leicht und verließ den Speisesaal. In ihrem warmen, behaglichen, vom Duft ihrer Persönlichkeit erfüllten Zimmer angelangt, warf sie sich in die Sofaecke und wühlte den Kopf in die Kissen.

„Ich bin eine Narrin! Warum habe ich ihm das alles gesagt? Er machte Augen wie ein toter Fisch. Aber er ist ein sehr schöner Mann! Wie eine frisch polierte Mahagoni-Etagere, voll Rippes und Kleinigkeiten — ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht!“

An der Wand hing der kleine venetianische Spiegel, den sie, einer sonderbaren Laune folgend, aus Froggersnäs mitgebracht hatte. Er warf ihr Bild zurück, wie damals, ein wenig fremdartig und undeutlich; und wie damals glaubte sie ein feines Gewölle wahrzunehmen, das wie Rauch über seine blinde, von Rost zerstresste Fläche dahinzog. So sah ihre Zukunft aus —

Kammerherr Roustad fuhr Besuchen. Bei den Staatsministern, dem Oberstallmeister und andern Würdenträgern warf er seine Karte ab, jedoch bei der ersten Dame des norwegischen Hofstaates — die schwedische blieb zu Hause — ließ er sich melden.

Es war dies die erste Hofdame der Königin, Frau Tyra Brahe, die zugleich ein wenig maître de plaisir während des königlichen Aufenthaltes in Norwegen zu spielen hatte. Obwohl unverheiratet, hatte sie das Recht, den Frauentitel zu führen, ihre Stellung erforderte es.

Frau Tyra Brahe war die Dame ohne Alter. Klein, zierlich, schwarzhaarig, außerordentlich beweglich, konnte sie sowohl fünfundzwanzig, als auch fünfzig Jahre zählen. Man war viel zu galant, um ihr die Venje nachzuzählen und nannte sie allgemein nur „Kolibri“. Sie liebte es, pikant zu erscheinen, kolettierte etwas mit ihrer angeblichen französischen Abstammung und sang, wenn sie in Stimmung geriet, ein einziges Lied, immer dasselbe: „Ninon, Ninon, qu'as-tu fait de ta vie!“

Dementsprechend nannte ihr intimerer Kreis sie in schwachen Stunden auch „Ninon“. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß sie die stets etwas leidende Königin durchbar tyrannisierte, daß der ganze Hof nach ihrer Pfeife tanzen mußte, und daß jeder, der „oben“ besondere Wünsche hatte, gut daran tat, den Umweg über das Vorzimmer der schillernden und allesvermögenden Hofdame zu nehmen.

Zwischen ihr und dem Kammerherrn bestand jene herzliche, etwas neidische Kameradschaft, wie das kollegiale Einvernehmen zwischen Kammerherrn und Hofdame es eben verlangt. Man war wie Bruder und Schwester, sagte sich gegenseitig Sottisen oder Artigkeiten, schimpfte gemeinsam über die Herrschaften oder „den Plebs“.

Frau Tyra Brahe war gerade am Klavier, als Kammerherr Roustad gemeldet wurde. Lebhaft nahm sie mehrere Drehungen auf dem Klavierstuhl. Dabei rief sie dem meldenden Diener zu: „Tee!“

Es sollte eine gemütliche halbe Stunde werden, denn draußen fiel der erste wirkliche Schnee des Winters in großen, fekenartigen Flocken.

„Was gibt es Neues in der Stadt, lieber Kammerherr? Nichts Spannendes passiert?“

Sie erwartete die gewohnte Antwort. „Nichts“ und wollte schon auf den ausgefahrenen Geleisen üblicher Unterhaltung fortfahren, als sie zu ihrer Überraschung ein spitzbübisches Lächeln auf den Lippen des liebenswürdigen Freundes wahrnahm.

„Interessante Dinge, teure Ninon! Eine reizende Geschichte von einem naiven Landkind, das eine Robinsonade erlebt —“

Frau Tyra Brahe ließ mit zierlichst gehandhabter goldener Zange zwei Stücke Zucker in Roustads Tasse fallen.

„Aber doch nichts Seriöses. Naive Landkinder sind abgeschmackt — sie sind außer Mode — wer wollte der gleichen heute noch servieren?“

Der Kammerherr senkte die Lider, daß sie sich über den Augen wölbten und nahm einen Schluck Tee.

(Fortl. folgt.)

Die Toten reden nicht?

(Ein Erschossener überführt seinen Mörder, ein anderer rettet den Freund. — Ein Toter führt sein Flugzeug zur Erde zurück.)

Von Günther Erlenbeck.

„Die Toten reden nicht“, war ein alter Piratengrund-
sat, dem auf folge unzählige unschuldige Opfer ihrer Raubtaten
das Leben lassen mussten. Auch manche modernen Verbrecher
lassen sich von dem gleichen Gedanken leiten. Aber er stimmt
nicht immer.

In Chicago hatte sich ein junger Mann, Allan Robinson, in die Tochter eines reichen Bauunternehmers verliebt. Mr. Stinnfield sah den Bewerber gerade nicht mit wohlwollenden Augen an, ließ auch wohl durchblenden, daß er einen anderen Schwiegersohn lieber sehen würde. Nach einiger Zeit erhielt er geheimnisvolle Briefe mit Forderungen nach mehr oder weniger großen Geldsummen. Sie waren sämtlich mit „der Aal“ unterzeichnet. In einem von ihnen wurde von dem Bauunternehmer verlangt, er solle zu einer bestimmten Zeit an einer genau bezeichneten Straßenecke 500 Dollar in einem Umschlag aus der Straßenbahn werfen. Stinnfield denachrichtigte die Polizei, man legte dem Erpresser einen Hinterhalt. Der hatte aber offenbar Lunte gerochen und erschien nicht. Der Vorfall wurde auch mit dem zukünftigen Schwiegersohn besprochen, und Robinson erbot sich, den „Aal“ dingfest zu machen; erforderlichenfalls werde er auch nicht davor zurückstehen, ihm eine Kugel in den Leib zu jagen, um den Vater seiner Angebeteten vor weiteren Belästigungen zu schützen. In den nächsten Tagen kamen wieder Briefe von dem „Aal“; dann eines Abends stürzte Robinson in Stinnfields Bureau, forderte ihn unter allen Zeichen starker Erregung auf, mit hinauszukommen, und führte ihn in die Garage. Auf dem Wege dorthin erzählte er, er habe den Schreiber der Drohbriefe aufgezählt, sei ihm nachgeschlichen, aber von dem Entdeichten angegriffen worden; in der Notwehr habe er ihn erschossen.

In der Garage lag in der Tat die Leiche eines Unbekannten mit zwei Schußwunden im Kopf. Die Polizei wurde gerufen, die Darstellung des Hergangs erschien auch ihr glaubhaft. Da wurde ein Beamter durch einen in der Tasche des Toten gefundenen Brief stützig gemacht. Nach dem Inhalt mußte er von dem Erschossenen selbst stammen. Nun kannte man die Handschrift des Schreibers der Drohbriefe, sie wich von der vorliegenden völlig ab. Dann konnte der Tote aber nicht der „Aal“ sein, wie der junge Robinson behauptet hatte. Diese Unstimmigkeit gab Veranlassung, dessen Erzählung genauer nachzurüsten, und so kam heraus, daß Robinson selbst die Briefe geschrieben und einen gänzlich unschuldigen fahrläufig erschossen hatte, nur um in den Augen seiner Braut und deren Vater als Held dazuzustehen. Er hätte Erfolg gehabt, wäre er nicht durch den Brief des Toten überführt worden.

Vor kurzem wurde in einem New Yorker Krankenhaus, wo er einen verwundeten Straßenräuber zu bewachen hatte, der Schubmann Brosnan erschossen. Drei Männer kamen in das Krankenhaus, von denen einer eine Handverletzung vorwies. Während eine Schwester sich des Verwundeten annahm, gingen seine Begleiter nach dem Saale, in dem Brosnan lag, und einer schoss mit einem im Armel verborgenen abgesägten Gewehr auf den Ahnungslosen. Der Mörder und seine Genossen entkamen in der allgemeinen Verwirrung.

Die Polizei entwidete eine sieberhafte Tätigkeit, zuerst ohne Erfolg. Auf Grund eines beläufigen Telephongesprächs wurde jedoch bald ein früherer Strafgefangener, Edward Ryan, verhaftet. Im Krankenhaus glaubte man ihn als den Mörder Brosnans wiederzuerkennen, und sein Schicksal schien besiegelt. Er hätte bestimmt auf dem elektrischen Stuhl geendet; doch ein Toter rettete ihn.

Es war dies ein gewisser „Seidenhemd“-Hennessy, den man mit einer Schußwunde im Hinterkopf im Bronzepark auffand. Aus verschiedenen Umständen schloß die Polizei, daß der Erschossene das verhängnisvolle Telephongespräch mit Ryan geführt habe und von dessen Bande beseitigt worden sei. Um sich von dem Verhältnis der beiden zueinander zu vergewissern, setzte man im Gefängnis die Leiche auf einen Stuhl, bedeckte die Wunde mit einem Hut und führte Ryan in das Zimmer. Dieser hatte kaum einen Blick auf den Toten geworfen, als er ihn auch schon als alten Freund begrüßte, um dann in Erkenntnis des wahren Sachverhalts zusammenzubrechen und bitter zu weinen. Es stellte sich heraus, daß die beiden seit Jahren eng befreundet gewesen waren. Damit war die Annahme der Polizei, daß Ryan den anderen habe beseitigen lassen, hinfällig geworden. Die Untersuchung wurde wieder aufgenommen, sie führte zu dem unerwarteten Ergebnis, daß nicht der Angeklagte, sondern sein Freund Brosnan erschossen hatte. Der tote „Seiden-

hemd“-Hennessy war noch gerade rechtzeitig aufgetaucht, um Ryan zu retten.

In diesem Zusammenhang sei auch ein außerordentlicher Vorfall berichtet, der sich vor einiger Zeit auf dem Totorosawa-Flugplatz in der Nähe von Tokio zutrug. In der Luft kreisten verschiedene Flugzeuge, während ein mit zwei Personen besetzter Fesselballon etwa 50 Meter über dem Erdboden schwebte. Plötzlich sah man, daß eine der Maschinen aus großer Höhe in raschem Gleitflug niederging, und zwar gerade auf den Ballon zu. Bald schien ein Zusammenstoß und damit eine Katastrophe unvermeidlich, denn ehe man den Ballon einziehen konnte, mußte das Flugzeug ihn erreicht haben. Die Gefühle der beiden Personen im Ballonkorb kann man sich vorstellen. Wie durch ein Wunder traf dann das Flugzeug nur das Halteseil, das zerriß. Der Ballon wurde vom Winde davongetragen, das Flugzeug aber landete, hüpfte noch eine Strecke über den Platz, kippte etwas nach vorne über und blieb stehen. Es war auf ein verhogenes Rad und den zerplatteten Propeller völlig unverletzt. Man eilte von allen Seiten herbei, um dem Führer herauszuholen und fand einen Toten am Steuer sitzen. Wie die ärztliche Untersuchung sofort feststellte, hatte ihn hoch in der Luft ein Herzschlag getroffen. Der Tote hatte seine Maschine dann sicher zur Erde gebracht.

Der Kragen.

Ein Märchen von Hans Christian Andersen.

Es war einmal ein feiner Kavalier, dessen ganzer Hausrat aus einem Stiefelknecht und einem Kamm bestand; aber dafür hatte er den schönsten Kragen der Welt. Und von diesem Kragen sollen wir jetzt eine Geschichte hören. — Er war in dem Alter, wo man ans Heiraten denkt; da traf es sich, daß er mit einem Strumpfband zusammen in die Wäsche kam.

„Nein“, sagte der Kragen, „habe ich doch noch niemanden so schlank und fein gesehen, nie etwas so Weiches und Niedliches! Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Den sage ich nicht!“ sagte das Strumpfband.

„Wo gehörten Sie denn hin?“ fragte der Kragen.

Aber das Strumpfband war eine von den Verschämten und fand es unehörig, darauf zu antworten.

„Sie sind wohl ein Gürtel?“ fragte der Kragen, „so ein Gürtel für drunterwegs! Ich sehe schon, Sie sind sowohl zum Nutzen als zum Buhnen, Fräuleinchen!“

„Sie dürtet mich nicht ansprechen!“ sagte das Strumpfband. „Mich dünt auch, ich habe Ihnen durchaus keinen Anlaß dazu gegeben.“

„Wenn man so schön ist wie Sie“, sagte der Kragen, „so ist das Anlaß genug!“

„Wollen Sie wohl sein lassen, so dicht heranzurüden!“ sagte das Strumpfband. „Sie sehen so nach Mann aus.“

„Ich bin auch ein feiner Kavalier!“ sagte der Kragen, „ich habe Stiefelknecht und Kamm!“ — und das war gar nicht wahr; sie gehörten ja seinem Herrn — aber er vrahlt.

„Treten Sie mir nicht zu nahe!“ sagte das Strumpfband. „Das bin ich nicht gewöhnt.“

„Zimperlie!“ lagte der Kragen, und dann wurde er aus der Wäsche genommen.

Er wurde gestärkt, hing im Sonnenschein auf einem Stuhl und wurde dann auf das Plättbrett gelegt. Da kam das heiße Eisen.

„Gnädige Frau!“ sagte der Kragen, „süße kleine Witwe, mir wird ganz warm! Ich werde ein Anderer in Ihrer Nähe, ich bin ganz aus dem Häuschen, Sie versengen mich — ich bitte um Ihre Hand.“

„Lump!“ lagte das Plättleisen und ging vornehm über den Kragen hinweg; denn es bildete sich ein, es sei ein Damoklesschwert, der zur Eisenbahn hinaus und dort Wagen ziehen sollte.

„Lump!“ lagte es.

Da faserte der Kragen ein bisschen an den Rändern. Nun kam die Papier schere und wollte die Fasern abschneiden.

„O“, sagte der Kragen, „Sie sind wohl Vortänzerin? Wie Sie die Beine streden können! Wirklich das Reisendste, was ich je gesehen habe! Das kann Ihnen kein Mensch nachmachen.“

„Das weiß ich“, sagte die Schere.

„Sie verdienten, eine Gräfin zu werden!“ sagte der Kragen. — „Alles, was ich besitze, ist ein feiner Kavalier, ein Stiefelknecht und ein Kamm — nur die Grafschaft fehlt noch.“

„Freit er etwa?“ sagte die Schere. Sie wurde böse und gab ihm noch einen tüchtigen Schnitt. Dann war er entlassen.

„Ich werde wohl um den Kamm anhalten müssen“, sagte der Kragen. — „Eigentlich komisch, daß Sie alle Ihre Zähne

noch haben, kleines Fräulein. Haben Sie nie an Verlobung gedacht?"

"Na, das können Sie sich doch denken!" sagte der Kamm: "Ich bin ja mit dem Stiefelknecht verlobt!"

"Verlobt —" sagte der Kragen. Jetzt gab es keine mehr, um die er hätte freien können, und deshalb verachtete er die Freiheit.

Die Zeit verging und der Kragen wanderte in den Kästen des Papiermüllers. Dort hatte sich eine große Lumpengesellschaft zusammengefunden, die keinen für sich und die groben für sich, wie es sich gehört. Alle rissen den Mund auf beim Erzählen, aber der Kragen am meisten; er war ein ordentlicher Bräuhans.

"Was ich so alles an Geliebten gehabt habe!" sagte der Kragen. "Tag und Nacht hatte ich keine Ruhe. Aber ich war auch ein wirklich feiner Kavalier, und so voller Stärke! Ich hatte einen Stiefelknecht und einen Kamm, die ich nie gebrauchte. Sie hätten mich sehen müssen damals, hätten sehen müssen, wenn ich auf der Seite lag! — Nie werde ich meine erste Geliebte vergessen; sie war ein Gürtel — ach, so fein und weich und niedlich! Sie stürzte sich meinetwegen in ein Waschfaß. — Da war auch eine Witwe, die für mich erglühte; aber ich ließ sie stehen und schwarz werden. Und dann die Böttanzerin! Sie war es, die mir den Riß beibrachte, den ich heute noch trage. Sie war so bissig! Sogar mein eigener Kamm war in mich verliebt und verlor alle Zähne vor Liebeskummer. Ja, ich habe so allerlei hinter mir! — Am meisten aber schmerzt mich doch die Geschichte mit dem Strumpfband — dem Gürtel, meine ich, der ins Waschfaß ging. Ich habe viel auf dem Gewissen; ich sehne mich danach, wieder ein unbeschriebenes Blatt zu werden!"

Und das wurde er. Alle Lumpen wurden weißes Papier; aber aus dem Kragen wurde gerade das Stück weißen Papiers, das wir hier sehen und worauf die Geschichte gedruckt steht. Und das geschah, weil er hinterdrein so gewaltig mit allem möglichen prahlte, was sich ganz anders augetragen hat. Und daran sollen wir denken, damit wir es nicht ebenso machen; denn man kann nie wissen, ob wir nicht auch einmal in einem Lumpenkasten enden und als weißes Papier unsere ganze Geschichte samt allen Geheimnissen ausgedruckt bekommen und damit herumlaufen und sie selbst erzählen müssen, — wie es dem Kragen geschah.

(Aus dem Dänischen von L. Tronier-Brandt.)

Der Dankbare.

Eine Groteske von Erik Lorenzen.

Zacharias Peitjen wandelte an einem frühen Morgen heim. Peitjen kam von einem Fest. Ging hinweg beschwingt, fradgeschmückt, lackschuhbewehrt. Im Dämmer leuchtete farbig die Knopfblume. Prall wölbte sich die weiße Hemdbrust. Einem straff gewannnen Regenschirm vergleichbar. Peitjen zog seine Bahn wie eine hochherrschaftliche Sternschnuppe am Himmel.

Die Straße führte am Kanal entlang, den ein eisernes Gitter schützend säumte, den steile Cementwände rücksichtslos in die Tiefe drängten, von dessen schlendendem Wasser schmale Stiegen wieder die Oberwelt gewannen.

Diese seine Straße zog Zacharias unbekümmert. Trug stolz die mit dem Regenschirm verglichene Hemdbrustwölbung.

Auf dem eisernen Gitter saß ein Mann. Führte mit dunkler Stimme endlose Gespräche mit unsichtbaren. Peitjen verharrte staunend, begann den Fall wissenschaftlich zu beobachten.

Der Mann zog umständlich und bedächtig den Rock aus, legte ihn sorgfältig zusammen und warf ihn achtslos neben sich zur Erde. Zacharias trat wissbegierig näher.

Der Sonderbare löste ruhig die Stiefelbänder und schlenderte die befreiten Trittschritte mit lustigem Schwung hinter sich in die Gegend. Peitjen verfolgte sein Tun entzückungslustig.

Unentwegt öffnete der Geheimnisvolle Knopflock um Knopflock. Wie ein geschickter Turner entledigte er sich auf dem unsicheren Sitz der Weste und der Hose.

Alle aufsteigende Scham bezwang Zacharias siegreich und starre gebannt.

Die Finger des Rätselhaften nestelten am Kragen. Vergnüglich flatterte die Krawatte herab, fiel zur Erde auf das achtbare Kleiderhäuschen und ringelte wie eine bunte Schlange darüber hin.

Da zulud es Peitjen nicht länger. Gemessen trug er die Hemdbrust ganz nahe heran und fragte: "Was machen Sie denn da?"

Ein Blick wie aus weiter Ferne spazierte über die zu dringliche Wölbung. Selbstverständlich schlicht und einfach

sagte der Mann: "Ich geh' ins Bett!" Er erhob sich ruhig von seinem lustigen Sitz — achlos war die Gebärde — trat einen Schritt vorwärts, war mit einem Male verschwunden.

Tief unten plumpste es. Zacharias Erstarrung lösten Gedanken der Menschenlichkeit.

Schöne blonde Lackschuhe rasten schmutzige Stufen hinunter. Peitjen sprang mit geübtem Körperfprung.

Das Wasser war frisch.

Mit drohnendem Schädel saß Zacharias aufrecht. Neben ihm saß schweigend der andere. Gemeinsam stiegen sie die Stufen hinauf. Der stolz gewölbte Vergleichsregenschirm war zusammengeklappt, dahin aller Glanz. Die nekische Knopfblume schaufelte unten im Wasser. Dienstbeflissen. Ende des Hochherrschaftlichen.

Es sammelten sich: Noch zwei Beschwipste. Ein Chauffeur. Ein Milchjunge. Eine Zeitungsfrau. Dann ein Schupo.

Peitjen erklärte das Kleiderbündel. Der Fremde verharrte in verstohlem Schweigen. Behördliche Untersuchung des Turners. Amtliches Urteil: Total besoffen!"

Der Schupo verschwand in der Richtung auf ein Telephon. Zacharias nahm trisend den bewundernden Zoll der Umstehenden entgegen. Die zurückkehrende Uniform brachte ein Rettungssauto mit. Ein schwarzes Notizbuch verschlang Peitjens Adresse und Namen. Das Auto entführte den seelenruhigen Gereiteten mit dem Kleiderbündel.

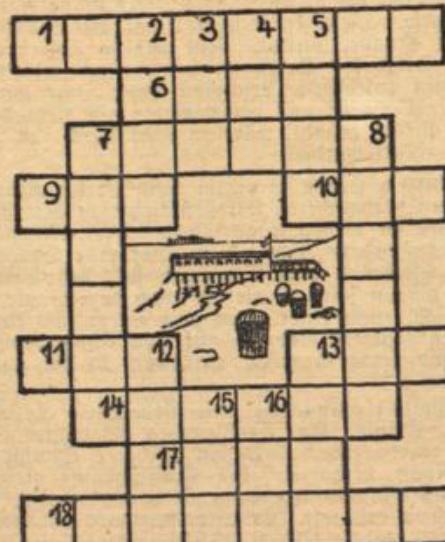
Zacharias wandelte weiter. Der feiertägliche Anzug war verdorben. Die Straße zog am Kanal entlang. Hoch klang das Lied vom braven Mann.

Zu Hause beschäftigte sich stolz und wehmüdig im Spiegel.

Vier Tage später brachte die Post eine Karte. Sie lautete: "Mein Herr! Bei dem unliebsamen Vorfall am Donnerstag sind meine Stiefel abhanden gekommen. Sie kosteten 16,95 Mark. Sollte ich innerhalb vierzehn Tagen nicht den Gegenwert in Händen haben, wäre ich genötigt, mich mit meinem Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen. Hochachtungsvoll . . ."

Peitjen fluchte in allen Tonarten. Der Menschenliebe im besonderen.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Zartengünstling. 6. Vorname berühmter Filmdiva. 7. Schiffsart. 9. Nebenfluss der Donau. 10. Sommerliches Vergnügen. 11. Europäer. 13. Lateinisch für. 14. Gemütszustand. 17. Gewürz. 18. Küstenformation. — Senkrecht: 2. Holzstielchen. 3. Erdachte. 4. Donaustadt. 5. Gehörlos. 7. Kinderspielzeug. 8. Bissige Erzählung. 9. Wort für Schnelligkeit. 13. Italienische Stadt. 15. Englisch Ende. 16. Imperativ von geben.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 188: Wagerecht: 1. September. 7. Do. 8. Va. 9. Postvatet. 12. Otto. 13. Tube. 14. Aero. 17. Leni. 20. Trafekner. 21. Meerkreis. — Senkrecht: 1. Sino. 2. Post. 3. Loto. 4. Maat. 5. Bafu. 6. Rute. 10. Oter. 11. Ebene. 14. Atom. 15. Rabe. 16. Oter. 18. Ente. 19. Iris.